

**A cheval sur deux cultures,
une posture mal aimée mais bien suisse**

1. Tausend Arten, Schweizer zu sein oder: existiert die Schweiz überhaupt ?

1.1

Der Röstigraben ist keine Erfindung. Er gehört zum Inventar der Schweizer Identität seit dem 1. Weltkrieg und man beruft sich sofort auf ihn, beim geringsten Anzeichen von Unstimmigkeiten zwischen Deutsch- und Welschschweizern.

Es gibt in der Tat einen kulturellen Unterschied zwischen Romands und Deutschschweizern. Das Zugehörigkeitsgefühl ist ein anderes: zunächst einmal wegen den Sprachen und ihrer Verbindung zu zwei grossen unterschiedlichen Sprachräumen (den französisch- und den deutschsprachigen Ländern). Dann auch aufgrund des meist späteren Beitritts der rein französischsprachigen Kantone zur Eidgenossenschaft: abgesehen vom zweisprachigen FR (1481) haben sie sich relativ spät den anderen angeschlossen: VD (1803), GE (1813), VS (1815), NE (1848), zuletzt JU (1979).

1.2

Auch ihre Beziehungen zueinander sind nicht dieselben. Denn: das Kräfteverhältnis ist nicht ausgeglichen. Die einen stellen eine kleine Minderheit dar, die anderen eine starke Mehrheit: lediglich 1 Einwohner von 4 ist ein Welscher, und 6 Kantone von 26 sprechen Französisch, davon 2 nur zum Teil. Obschon die Waadtländer es sehr ungern hören und ich Gefahr laufe, sie zu beleidigen: ohne das Geschäftsleben von Genf, die Wirtschaft, die Banken, den Tourismus und die internationalen Organisationen wären die Welschen ein ökonomisches Federgewicht in der Eidgenossenschaft und die Koexistenz zwischen den Sprachregionen wäre ein Ding der Unmöglichkeit, eine „mission impossible“.

Unter diesen Umständen ist es nicht weiter erstaunlich, dass die Welschen stark föderalistisch geprägt sind, dass sie in ständiger Angst leben, überstimmt zu werden, und dass ihr Misstrauen gegenüber „Bern“ geradezu Tradition hat.

1.3

Besteht denn die Schweiz aus zwei Blöcken und sind diese Blöcke homogen? Natürlich nicht. Die Schweiz war nie homogen und nie harmonisch. Ihre Geschichte ist im Gegenteil geprägt von endlosen internen Streitigkeiten in allen Varianten: Bauern gegen Aristokraten, katholische Kantone gegen reformierte, Land gegen Städte, Städte unter sich, Kantone unter sich, Kantone gegen „Bern“. Zwischen Baslern und Zürichern oder zwischen Lausannern und Genfern mag man sich schon seit langem nicht.

Unser Land hat sich im Laufe der Jahrhunderte wie ein Puzzle gebildet, über Vereinbarungen und Spaltungen nach und nach, immer unter dem Druck von externen Bedrohungen. Wir sind stolz darauf, uns eine „Willensnation“ zu nennen. Doch in geraffter Sicht über fünf Jahrhunderte hinweg sind es eigentlich unsere diversen Konflikte, welche die Nation produziert haben. Gewisse Historiker sehen unsere Geschichte wie eine Einigung nicht aus der Verschiedenheit, sondern aus der Auseinandersetzung, dem Disput. Man sagt auch, dass der helvetische Friede aus ununterbrochenen Streitigkeiten geboren worden sei.

Animositäten sind zäh und langlebig. Heute noch, wo die Mobilität zwischen Städten, Kantonen und Sprachregionen immer weiter wächst, herrscht nach wie vor ein allgemeines Misstrauen zwischen Städten, Kantonen, Regionen und gegenüber « Bern ». Das Argument der „Souveränität“ wird immer noch herbeigezogen, wenn es darum geht, Änderungen (Fusionen) zwischen Gemeinden und Kantonen einzuführen. Manch eine Gemeinde sträubt sich gegen ganz vernünftige Vorschläge, für eine Fusion beispielsweise. Die Vorurteile gegenüber andern Schweizern werden von Generation zu Generation weitergegeben (die

Berner sind langsam, die Basler geizig, die Zürcher arrogant, die Genfer Grossmäuler, die Freiburger dreckig, die Waadtländer Schlaumeier usw.)

1.4

Positiv gesehen, haben wir gelernt, uns nach jedem Konflikt wieder zu verständigen. Oftmals haben wir am Schluss die Faust im Sack gemacht und uns abgefunden, arrangiert mit den Unterschieden zwischen uns. Unsere Schwäche hat uns ja dazu gebracht, die Vernunft über die Lust, uns die Köpfe einzuschlagen, zu stellen. Wir fanden uns entweder zähneknirschend damit ab oder die Nachbarmächte hätten uns verschlungen. Wir haben uns aufgebaut, indem wir uns für den pragmatischen Weg entschieden haben – gegen das Heldentum. Ein Beispiel: Major Davel, ein wahrer Held aus der Waadt, hat das Volk vom Joch der Berner befreien wollen. Im Frühling 1723 marschierte er mit seinen Truppen nach Lausanne und wollte das Einverständnis der lokalen Behörden holen. Diese aber erschrecken und, anstatt ihn zu unterstützen, lockten sie ihn in einen Hinterhalt, nahmen ihn gefangen - und liessen ihn wegen Hochverrats enthaupten.

Wir sind oft Kompromisse eingegangen, aus der Not, um zu überleben neben unseren mächtigen Nachbarn. Wir identifizieren uns gern mit freiheitsliebenden Bauern und wollen glauben, dass wir unsere Unabhängigkeit dank unseren Leistungen und unserem Geschick erhalten haben. Tatsache ist, dass wir als Nation anerkannt worden sind dank dem Einsatz liberaler Intellektueller, die an der Verfassung der Vereinigten Staaten mitgearbeitet hatten und sich für die Schweiz an diese anlehnten, sich von ihr inspirieren liessen (1848). Die Neutralität, die uns die Unabhängigkeit garantiert, von der wir meinen, wir hätten sie „im Blut“, wurde uns von den europäischen Mächten zuerkannt, aufgrund ihrer gemeinsamen Interessen im Zusammenhang mit unserer zentralen geographischen Lage in Europa.

1.5

Die Eidgenossen haben die Idee einer « einigen und unzertrennbaren Nation » nie akzeptiert. Sie sind mit der nationalistischen Strömung, die im 19. Jahrhundert Europa seine heutige Gestalt gegeben hat, nicht mitgegangen. Deshalb ist die Helvetische Republik, die Napoleon uns aufoktroieren wollte, kläglich gescheitert. Die Schweizer haben ihre Unabhängigkeit immer hochgehalten, eine Unabhängigkeit, die hauptsächlich auf der Ebene der Gemeinde und auf jener des Kantons gelebt wird. Dieser Mini-Patriotismus, diese miss-trauische Haltung – die zu Unrecht allein den Waadtländern zu-gewiesen wird ! – hat sie zwar vor manchem ungunstigen Abenteuer bewahrt, sie aber auch an ihrer Entwicklung (ihrer Individuation) als Staat gehindert.

Vom Landtag (dem Entscheidungsorgan vor der Verfassung) sagt man zum Beispiel, dass er sich grundsätzlich als Verwaltungsinstanz innerhalb des Landes verstanden und kein Interesse an einer Aussenpolitik gehabt habe. Ohne gemeinsame Visionen gab es auch kein Bedürfnis nach Erweiterung, nach territorialer Expansion. Dies hat dem Land kriegerische Auseinandersetzungen mit fremden Mächten erspart. Der Preis dieser bodennahen, nüchternen Sichtweise ist, dass die Eidgenossen gar nicht oder zu spät auf die Ereignisse reagierten und manche Gelegenheit verpassten, so etwa, als Mülhausen oder das Veltlin oder Savoyen friedlich zu haben gewesen wären.

1.6

Die Verfassung von 1848 war sehr darum besorgt, den Kantonsgeist zu respektieren und hat die Kompetenzen der nationalen staatlichen Strukturen aufs Nötigste beschränkt. Auch da wurde den Delegierten der Kantone eine grosse Bedeutung beigemessen, können doch die Parlamentarier des Nationalrates nichts entscheiden ohne das Einverständnis der Ständeräte.

Zudem bauen sich unsere Strukturen auf dem Prinzip der Verhältnismässigkeit, der proportionalen Vertretung auf, zwischen Parteien, Sprachregionen, Kantonen usw. Die Entscheidungsprozesse folgen einer komplizierten Mechanik auf der Ebene des Bundes, der Kantone und der Gemeinde, mit der Pflicht zur Vernehmlassung der politischen Kräfte

und der Interessengruppen plus dem Rekursrecht für alle, bis hin zu den einzelnen Bürgern und Bürgerinnen (Referendum und Initiativen). Das Resultat ist ein enormer Respekt für Eigenheiten und Traditionen. Der Nachteil, der immer stärker zum Vorschein kommt, ist die extreme Langsamkeit bei der Vereinheitlichung des öffentlichen Dienstes (Geld, Post, Strafgesetze, Bildung, Steuer).

Manche sind froh um unsere sprichwörtliche Vorsicht. Sicher ist aber, dass die Reformprozesse dem beschleunigten Tempo der internationalen Politik kaum nachzukommen vermögen. Die USA und Deutschland konnten es beispielsweise kaum glauben, dass wir die Zeit, die wir für die Fertigstellung neuer Doppelbesteuerungsverträge mit dem Ausland benötigen, nicht in Monaten, sondern in Jahren rechnen.

1.7

Unsere ständige Sorge um den Konsens ist an sich sehr edel, bringt es aber mit sich, dass Qualitäten wie Kühnheit und Leidenschaft im Keller unserer Werteskala landen. Die kreativen Geister in der Wirtschaft, der Kunst, der Literatur usw. haben oft von ihrer Verzweiflung angesichts der Enge der hiesigen Täler und des hiesigen Geistes berichtet. Wir sagen es ja offen: es gibt bei uns keinen Platz für grosse Egos, dies nicht nur in der Politik. Diejenigen, die unsere Herzen erobern wollen, sollen weder zu brillant sein, noch zu originell oder zu ehrgeizig. Deshalb sind unsere SchriftstellerInnen, Regisseure und andere Künstler oft unglückliche Schweizer und sehr kritisch eingestellt gegenüber ihrem Land. Viele wandern aus nach Paris, Berlin, New York – dorthin, wo die Luft frei ist und der Horizont weit. Die Ausstellung « Die Schweiz existiert nicht » wäre bei uns undenkbar gewesen, und es grenzt an ein Wunder, dass sie toleriert und mitfinanziert worden ist – aber im weit entfernten, extravaganten Spanien.

2. West- und Deutschschweizer

2.1

Trotz guter Absichten oder Vorsätze, und mögen die Animositäten der Welschen gegenüber den Deutschschweizern auch schlafen, verschwinden tun sie nicht. Die Welschen sind dünnhäutig. Deshalb wohl sind in den politischen Kreisen Vorsicht und Respekt verpflichtend. Die Parlamentarier aus der deutschen Schweiz bemühen sich, diese Sensibilitäten zu berücksichtigen, sie gewinnen bei den Romands auch sofort an Beliebtheit, wenn sie sich im Französischen versuchen. Die Welschen Parlamentarier pochen darauf, für die Minderheit zu sprechen, für ihre Bedürfnisse, ihre speziellen Umstände usw. Sie sind gleichzeitig auf der Hut und springen sofort ein, wenn es darum geht, allfälligen Faux-pas der deutsch-schweizerischen Kolleginnen und Kollegen zuvorzukommen oder aufgeregte Geister in der Westschweiz zu beruhigen.

Die Französisch Sprechenden auf Besuch in Zürich zum Beispiel sind enttäuscht, weil sie kein Wort der gesprochenen Sprache verstehen, trotz der langen Jahre des Deutschlernens. Die welschen Konsumentinnen sind ob der unverständlichen Texte an den Verkaufsartikeln der grossen Warenhäuser irritiert.

Doch abseits vom Bundeshaus und vom « politisch Korrekten », in den Geschäftsräumen, den Büros und auf der Strasse verzichten immer mehr Schweizer und Schweizerinnen aus beiden Seiten der Saane auf die Orthodoxie und anstatt sich in einer unbeliebten, widerborstigen Sprache abmühen zu müssen, wählen spontan das Englische, um sich miteinander zu verständigen.

2.2

Unter normalen Umständen gibt die Unterschiedlichkeit der Affinitäten und der emotionalen Bezüge dem Charme der Schweiz eine farbige Note und rettet sie möglicherweise oft vor der Langeweile.

Sobald wichtige Werte auf dem Spiel stehen, werden jedoch heftige Affekte entfesselt und die Schweiz, die sich so gern rühmt, friedlich zu sein, zeigt sich wieder zerrissen. Aus meinen 40 Jahren in Zürich ist mir ein Ereignis im Gedächtnis geblieben. Da bekam ich richtig Angst vor dem heftigen Wutausbruch der Romands. Es war Dezember 1992, nach

dem Nein zur Eingliederung in den EWR (den europäischen Wirtschaftsraum). Die Meinungen hatten sich polarisiert, auf beiden Seiten der Saane, zwei welsche Bundesräte hatten sich in den Kampf für den Beitritt gestürzt. Es war beidseitig zu einer Sache der Identitäten geworden. Es kam so, dass die welschen Kantone, die ausnahmslos deutlich dafür gewesen waren (56-80 % Ja), ihrer Wut über die massive Opposition der deutschen Schweiz freien Lauf liessen (ausser in beiden Basel hatte das Nein mit 51,5-74,5 % klar überwiegt). Die deutschschweizerischen Politiker rieben sich die Augen. Es folgten wochenlang Erklärungen der Friedfertigkeit und demonstrative Beweise des guten Willens. Die Deutschschweizer kamen mir vor wie der Kater, der feststellen muss, dass er seiner Lieblingsmaus wehgetan hat. Die Geister beruhigten sich allmählich, aber es war eine hitzige Angelegenheit gewesen.

Keine der weiteren Abstimmungen über Europa wurde je wieder zu einer solchen Kraftprobe (bilaterale Verträge 2000, Schengen und Dublin Abkommen 2005, Erweiterung der Bilateralen 2005, Finanzhilfe für die neuen Mitglieder der EU 2006, und neuerlich die 2. Erweiterung der Bilateralen 2009). Nach der letzten Abstimmung erklärte gar ein welscher Forscher, dass der welsche pro-europäische Idealismus aus den 1990er Jahre spurlos verschwunden sei. Nach dem Ausbruch 1992 hatte das Schweizer Volk zu seiner gewöhnlichen pragmatischen Linie zurückgefunden und wieder den « Weg der Vernunft » gewählt, wie unsere Politiker gerne sagen.

Die Politologen erklärten später, dass die Polarisierung, damals 1992, aus der Abstraktheit der Fragestellung entstanden sei. Die Frage « Sind Sie für die Eingliederung in den europäischen Wirtschaftsraum? » war in der Tat eine grundsätzliche Frage. Sie hatte nach vorgefassten, total gegensätzlichen Meinungen gerufen. Für die Französischsprachigen evokierte Europa das Ideal der Einigkeit zwischen friedliebenden, gleichberechtigten Staaten, zu dem eine Anzahl grosser politischer Männer in Frankreich sofort nach dem Ende des 2. Weltkrieges aufgerufen hatten. Die Frage von Europa hatte bei den Deutschschweizern eine ganz andere Resonanz gehabt und sie an das berühmte „neue Europa“ des 3. Reiches erinnert. Meine Hypothese ist, dass, während die Deutschschweizer in Europa vor allem eine Bedrohung für die Autonomie des Landes sahen, die Welschen darin in erster Linie die Hoffnung sahen auf eine Aufwertung ihrer kollektiven Identität als Teil eines französischsprachigen Kulturraumes. Diese enttäuschte Hoffnung erzeugte den Funken, der ihre bittere Wut entflammte.

2.3

Ein älteres Drama hatte den Beziehungen schon früher einen ganz empfindlichen Schlag versetzt, der sich bis heute auswirkt. Es waren die Ereignisse während des 1. Weltkrieges 1914-18. Das Land hatte sich beinahe in zwei Teile gespalten, entlang der Saane. Der Ausdruck « Röstigraben » datiert aus dieser Zeit.

Sofort nach dem Einmarsch Deutschlands in Belgien und dann während der weiteren 4 Kriegsjahre teilten sich die Sympathien im Land : die progermanischen Affinitäten in der Ostschweiz, auch im hohen Kader der Armee und der Politik, bis zu General Wille, dessen Familie aus Deutschland stammte, gaben Anlass zu massiver Kritik aus dem anderen Landesteil. Die Welschen warfen dem Bundesrat vor, mit dem Aggressor zu sympathisieren und durch sein Schweigen Unterstützung zu signalisieren. Es gab politische Skandale (die Sache mit den Obersten und mit Hofmann), welche die Verdachtsmomente bestätigten. Die Deutschschweizer ihrerseits schimpften die Welschen „schlechte Patrioten“ und Separatisten. Sie warfen ihnen vor, die Landesverteidigung zu unterminieren, das Land zu teilen und es in den Krieg hineinziehen zu wollen. Der Presse wurde vorgeworfen, den Konflikt anzuhetzen, und die Zensur wurde in den Kantonen und auf Bundesebene eingeführt. Erschreckte Intellektuelle gründeten in aller Eile Vereine zur Förderung des interkulturellen Austausches. Als der Friede geschlossen wurde, war die Schweiz knapp an der Katastrophe vorbeigeschrammt.

Als der 2. Weltkrieg ausbrach, drohte dem Land dieselbe Zerrissenheit zwischen den divergierenden Sympathien. Die Regierung wollte alles tun, um eine Wiederholung dieser bitteren Erfahrung aus dem ersten Krieg zu vermeiden. Sie entschied sich für eine neutralistische

Politik, die „Ein-Igelung“, grenzte sich von den Achsenmächten ab und blockierte die Beziehungen zur Vichy-Regierung im besetzten Frankreich. Ein raffiniertes Propagandaprogramm wurde ausgearbeitet, die «geistige Landesverteidigung», das zum Ziel hatte, die Verbundenheit unter den Schweizern zu fördern, die gemeinsamen Werte hervorstreichen: Liebe zum Boden, Freiheit, Solidarität usw. Es war auch sehr wichtig, die Unterschiede zwischen uns und Deutschland zu betonen. Daher kommen der vielzitierte « Sonderfall » und der Begriff der « Willensnation » in Gegensatz zur « natürlichen Nation », wie sich das 3. Reich definierte (Einheit der Sprache, der Konfession und der Kultur). Auch der Dialekt sollte zum Kulturkampf beitragen. Die deutsche Sprache wurde weitgehend fallen gelassen zugunsten des Dialektes, in der Presse und am Radio durfte nur noch ein « helvetisches » Deutsch benützt werden.

Diese forcierte Distanzierung hat sicherlich zur Verkrampfung der Deutschschweizer gegenüber den Nachbarn im Norden beigetragen, zu dieser Mischung aus Bewunderung und Trotz, die mir aufgefallen war, als ich meine alemannischen Landsleute besser kennen lernte. Es scheint mir, dass die Haltung der Welschen zu Frankreich, obwohl sie auch ambivalent ist, ein gutes Stück entspannter ist, möglicherweise weil sie nie gegen die eigenen kulturellen Sympathien kämpfen mussten.

2.4

Wie sehen die Klischees aus gegenüber der einen und der anderen Seite?

Es gibt keine Symmetrie der Stereotypen, was die beiden Sprachgruppen betrifft. Der Ton ist anders, „böser“ auf der welschen Seite. Während die Deutschschweizer meist wohlwollende Bemerkungen über die „Welschen“ oder die „Lateiner“ fallen lassen, teilen die Welschen unfreundliche Übernahmen aus : sie reden von Totos, Staufifres, Staubirnes, Köbis, Bourdons, Fritz, Schnoques. Sie mokieren sich, als möchten sie vor den Stärkeren die Zähne fletschen.

Die Bösartigkeit der welschen Vorurteile ist mir durch die Unterschiede schmerzhaft bewusst geworden. So leicht haben sie sich bei mir zwar nicht wegräumen lassen, aber es war mir bald unwohl. Meine neuen Bekannten nahmen mich mit unerwarteter Begeisterung und Wohlwollen auf (« die kleine Welsche », der Charme der französischen Aussprache). Ich hingegen rang mit meinen Vorurteilen. Der Dialekt der Deutschschweizer klang barbarisch, fand ich. Die Leute schienen mir ungebildet, weil sie fremde kulturelle Bezüge hatten. Ich machte ihnen zum Vorwurf, dass sie mir einen Goethe aufdrängen wollten, den ich kaum kannte, dabei taten sie keinen Wank, wenn ich ihnen von meinen geliebten französischen Existentialisten erzählte. Ich fand ihre Witze nicht lustig, da ich in den ersten fünf Jahren den Dialekt nur spurenweise verstand. Ich war völlig frustriert, weil meine Versuche, Humor zu zeigen, überhaupt nicht ankamen oder, noch schlimmer, die Leute beleidigten.

2.5

Was waren die Klischees, die mich daran hinderten, mich der deutschschweizerischen Kultur so zu öffnen, wie ich es in einem fremden Land getan hätte? Die Forschung zeigt, dass die Klischees ungemein zäh und langlebig sind.

Die Deutschschweizer haben ein eher schmeichelhaftes Bild von den Westschweizern. Sie sagen von diesen, sie seien charmant, fantasievoll, lustig, allerdings aber auch unseriös, wenig arbeitsam, wenig diszipliniert und antimilitaristisch. Den französischen „Accent“ im Deutschen finden sie ganz hübsch. Dieses Portrait hat wenig zu tun mit der Realität, trifft, wenn schon, eher auf die Genfer zu – wie ich es sehe. Lustigerweise gleicht es aber vor allem dem Bild, das die Welschen sich von den Franzosen machen!!

Das Bild, das die Romands von ihren alemannischen Landsleuten zeichnen, ist weniger freundlich: Sie seien allzu fleissig, seriös, zielstrebig. Hören Sie: sie sind langweilig, humorlos, autoritätsgläubig und militaristisch. Ihre furchtbare Aussprache des Französischen ist eine nie versiegende Quelle für Witze.

Etwas weiter zugespitzt, erscheint dahinter die Folie eines « Feindes », auf der einen Seite jene der französischen Revoluzzer ohne Treu und Glauben, auf der anderen jene der

wilden, bornierten Teutonen.

2.6

Nach Thomas Singer und Samuel Kimbles (*The Cultural Complex*) sind die vorgefassten Meinungen über « die Anderen » Teil des Kulturkomplexes. Sie stellen Projektionen des Schattens der Gruppe dar. Wie wir wissen, sind Projektionen aber auch nie ganz unberechtigt. Dank ihnen aber können Eigenschaften und Tendenzen, die ins Selbstbild der eigenen Gruppe nicht passen, weggestossen und auf Distanz gehalten werden. Wenn alles gut geht, entladen sich die leichten Spannungen ohne Probleme in Form von Witzen, humoristischen Zeichnungen und Satiren (wie die welsche Sonntagssendung „La Soupe“).

Als Projektionen gesehen, als verleugnete Anteile der jeweiligen Gruppe also, geben diese Karikaturen eine Ahnung davon, was die Gruppe in ihrem Zusammenhalt bedroht und deshalb ausgegrenzt werden muss: für die Welschen würde die Bedrohung in einer erdverbundenen Energie bestehen, genährt von der Lust zur Macht und einem gebündelten Willen. Die Deutschschweizer würden sich vor allem vor einer Kraft fürchten, die aus Rebellion, Destruktivität und visionärer Verblendung besteht.

Vielleicht lässt sich bei jeder der beiden Gruppen etwas vom verleugneten Pol des Komplexes auffinden: es könnte sein, dass ein würdevolles Überleben als Minorität von den Welschen verlangt, dass sie ihren Willen zur Macht verleugnen und dass sie kompensatorisch ihren Stolz darin sehen, geistig beweglich, geschickt, individualistisch und originell zu sein. Sie würden daher dazu tendieren, sich als Opfer (einer ungerechten, brutalen Macht) zu sehen. Die dominante Gruppe der Deutschschweizer hingegen würde die Verführungsmacht der Ideen wie die Pest fürchten und sich im Gegenteil als verantwortungsvoll, realistisch, mit dem Land und der Tradition verbunden sehen. Weil sie sich so sehr um das Wohl aller bemühen (aber manchmal vergessen, dass sie nicht alle sind und dass es andere gibt), finden sie die Kritik der Romands wahrscheinlich meist ungerecht.

3. Rittlings auf 2 Kulturen

3.1

Nach 40 Jahren Exil in Zürich und einer ersten Phase der Assimilierung – 20 Jahre – habe ich die Vorstellung aufgeben müssen, dass ich je zu 100 % zugehörig werden könnte. Heute plagt mich die Frage der ausschliesslichen Zugehörigkeit zu der einen oder der anderen Kultur nicht mehr. Ich bin gar so weit (nach 40 Jahren!), dass ich mit grossem Vergnügen von der einen zur anderen Kultur umsattle oder „das Pferd wechsele“.

Ich habe die Melodie, die Feinheit und die wunderschöne Logik der deutschen Sprache lieben gelernt. Ich geniesse auch die schweizerische Art, wie die alemannischen Autoren schreiben. Nach vielleicht 7 Jahren konnte ich den Dialekt gut genug, um Zugang zum Humor der Deutschschweizer zu haben und die Aussagekraft der Wörter und die Komik der Redewendungen zu schätzen. Es ist heute kein Schmerz mehr, ich finde es im Gegenteil sehr amüsant, wie eine Touristin in meiner Stadt Lausanne zu flanieren, und zu merken, wie sich die Sprache, der zwischenmenschliche Umgang, die Plätze oder das Essen verändert haben. Einfach ist es nicht, aber zweifellos bereichernd, nirgends mehr ganz zugehörig zu sein.

Doch „das Pferd zu wechseln“ ist nicht in allem möglich, und ich habe dem ins Auge sehen müssen: gewisse Unterschiede bleiben unüberwindbar. Das kurz gerollte « r » der Zürcher z.B. hat sich mir definitiv verweigert und ich habe an meinem französischen « r » bleiben müssen, das mich immer verraten wird. Auch sind die Worte, die aus dem Französischen in den alemannischen Dialekt aufgenommen wurden, für mich unbrauchbar und ich bringe das „äksgüsi“ oder « märsi » der Deutschschweizer nicht über die Lippen.

Schliesslich gibt es ein Gebiet, das vom spezifischen « Geist » einer Sprache lebt, und in dem eine Übersetzung höchstens eine Annäherung sein kann: die Dichtung, die Poesie. Auch hier merke ich, dass deutsche Poesie eine grosse intellektuelle Anstrengung von mir verlangt, die nichts mit dem unmittelbaren, emotionalen und sinnlichen Vergnügen zu tun hat, das ich an vielen französischen Gedichten finde. Ich musste einsehen, dass die emotionalen Assoziationen, die sich mit den Wörtern verbinden und sich möglicherweise in der Zeit des Erlernens der Muttersprache bilden, von mir unmöglich nachgeholt werden konnten. Gerade sie aber machen den Zauber von Gedichten aus.

Nehmen wir ein Gedicht von Erika Burkart mit dem Titel „Gartenlektüre“:

Ein Insekt. Seite vierzig.
Es war weiss und so klein,
wie ich nie zuvor etwas
gesehen hatte.
Es sass auf dem Buchstaben X,
an jenem Tag las ich
kein Wort mehr.

Ich habe dieses Gedicht als Beispiel gewählt, weil ich meine, den Zauber dieser einfachen Verse spüren zu können. Doch bei der Übersetzung ins Französische (die meine!) verliert das Gedicht seinen Glanz, so wie eine hübsche Blume verwelkt:

Lecture au jardin
Un insecte. Page quarante.
Il était blanc et si menu,
comme je n'en avais jamais
vu auparavant.
Il était posé sur la lettre X,
ce jour-là je n'ai
plus rien lu.

Nun umgekehrt, im Französischen, zwei bekannte Verse von Verlaine :

Les sanglots longs des violons de l'automne
Bercent mon cœur d'une langueur monotone

Ich wüsste nicht, wie die perfekte Einheit von Rhythmus, Klang und Inhalt der Verse im Deutschen oder in einer anderen Sprache könnte wiedergeben werden.

3.2

Das Eintauchen in eine andere Kultur öffnet, paradoxerweise, unsere Augen für das Einzigartige der eigenen Kultur. Doch, während uns dies bewusster wird, relativiert sich und weicht sich unser Gefühl der Zugehörigkeit zur Ursprungskultur auf, in dem Masse, als wir die neue Kultur schätzen lernen und die alten Vorurteile wegfallen. Heute fühle ich mich mehr « Romande » als zu meiner Anfangszeit in Zürich – d.h.: ich weiss viel besser, was mir in meiner Ursprungskultur wichtig ist.

Durch dieses Pendeln von einer zur anderen Kultur habe ich aber auch herausgefunden, dass die beiden gar nicht so weit entfernt sind voneinander und dass ich also viel mehr « schweizerisch » bin, als ich gewusst hatte. Von meinem Beispiel ausgehend bin ich nicht sicher, ob die Welschen von ihrem soliden „schweizerischen“ Fundament wissen, das sie mit ihren alemannischen Landsleuten verbindet.

Ins Psychologische übersetzt würde ich meine Erfahrung wie folgt beschreiben: die Integration in eine andere Kultur macht den kulturellen Komplex bewusster. Dieser tendiert daher weniger dazu, das Ich zu überschwemmen in Zeiten der kollektiven Verunsicherung.

3.3

Kommen wir aber zurück zur Frage der Gleichheit trotz aller Unterschiede.

Ein Beispiel eines emotionalen Ausbruchs diesmal in der deutschen Schweiz: Die neuesten Sticheleien des deutschen Finanzministers Peer Steinbrück über das Bankgeheimnis haben die Deutschschweizer in ihrem nationalen Stolz getroffen. Die Gleichstellung der Schweizer mit Indianern, verfolgt von der feindlichen (deutschen) Kavallerie, dazu noch das sarkastische Lächeln des Ministers haben sie tief gedemütigt. Ganz anders in der Romandie: Da wurde das Drama wohl mit Staunen und Interesse, aber ohne grosse Anteilnahme verfolgt. Die allgemeine Empörung in den hiesigen Medien, unter Politikern aller Couleurs, bis im Bundesrat, die Wut und die Bissigkeit, die auf den mächtigen Nachbarn niederprasselten, haben mich an die Wut der Romands nach der Abstimmung 1992 erinnert. Wieder war von einem Tag auf den anderen das Denken eingleisig geworden und das Klima polarisiert. Diejenigen, die vorher noch eine Revision des Bankgeheimnisses verlangt oder die passive Politik des Bundesrates kritisiert hatten, waren auf einmal mucksenstill. Es ging so weit, dass ein Parlamentarier laut vor dem Nationalrat sagte, was viele für sich dachten. Er nannte Steinbrück den „hässlichen Deutschen“ und verglich ihn gar mit einem SS-Soldaten. E-Mails wurden dem Minister verschickt, in denen er „Nazifresse“ geschimpft wurde – ihn, ein Nachkriegskind, 1947 geboren! Ulrich Thielemann, Ethikprofessor an der Wirtschaftshochschule SG – deutscher Nationalität, aber seit 20 Jahren in der Schweiz – wagte es, vor einer deutschen Parlamentskommission von „mangelndem Unrechtsbewusstsein“ der Schweizer zu sprechen. Eine Empörungswelle war die Antwort, so dass er beinahe entlassen wurde wegen „Verrat“ am Geist der Hochschule.

Die Hypersensibilität der Deutschschweizer gegenüber den Deutschen (« dem Grossen Kanton ») fühlt sich zum Verwechseln gleich an wie die Empfindlichkeit der Romands: die gleiche Frustration gegenüber einer faktischen Abhängigkeit, die gleiche Aggressivität, die gleiche Angst vor der Infragestellung der eigenen Stärken. Der Begriff des kulturellen Komplexes liefert eine Erklärung für dieses kollektive « abaissement du niveau mental »: insofern als wir die Werte und Qualitäten unserer Gruppe verinnerlicht haben (beispielsweise Ehrlichkeit und Disziplin bei den Deutschschweizern, oder Freiheitsliebe und Individualismus bei den Romands), bedeuten die Kritiken und Hänseleien der Anderen für jeden einzelnen einen Angriff auf die eigene Identität. In diesem Sinn ist der kulturelle Komplex an den individuellen Komplex « angedockt », und die ausgelöste Abwehr wird um so heftig ausfallen, als das « Ich » des Einzelnen sich vom « Wir » schlecht abgrenzen kann.

3.4

Was uns alle eint, ist eine gemeinsame Ambivalenz gegenüber dem « Ausland ». Vielleicht handelt es sich hier um einen kulturellen Komplex der Schweizer. Wie sonst kann man unsere Widersprüche erklären, wenn nicht durch einen Komplex? Zum Beispiel: Wir streichen unsere Besonderheiten hervor (Vielfalt der Kulturen, Konsens, weitgehende Mitbestimmung der Bürger), rühmen uns als älteste Demokratie der Welt usw. Doch halten wir uns zurück und lassen Europa von unseren Erfahrungen mit unserem System nicht profitieren. Oft sind es Ausländer, die mit Staunen feststellen, dass unser politisches Know - How Europa sehr wohl behilflich sein könnte.

Warum sind wir nicht imstande, selber zu lachen über die abgedroschenen Witze über die vermeintlich stumpfsinnigen, ungebildeten, dümmlichen Schweizer Bauern und Spiesser? Wieso merken wir nicht, dass unser Wohlstand, unsere Stabilität, die schönen Berge und sogar unsere (frühere?) kriegerische Effizienz Neid geschaffen haben? Noch heute sind wir beleidigt, wenn die Franzosen mit etwas herablassender Freundlichkeit von den « petits Suisses » sprechen, oder wenn die Deutschen ihre nachsichtige Sympathie für die höflichen und etwas verklemmten Schweizer bekunden. Seit jeher fühlen wir uns von « den Anderen » bedroht, wo wir doch jeden Grund hätten, uns als vereinte, starke Nation zu behaupten.

4. Der Schweizer Humor

Zum Schluss, wie ist es eigentlich mit dem Humor? Gibt es einen welschen und einen « alemannischen » Humor? Entgegen meinen Erwartungen habe ich feststellen müssen, je länger ich dieser Frage nachgegangen bin, dass sich hier wiederum viel mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede finden lassen. Die humoristischen Zeichnungen, die

mich an meisten zum Lachen gebracht haben, kommen von beiden Seiten der Saane. Am lustigsten sind solche, welche uns einen Spiegel vor Augen halten, der uns mit Feinfühligkeit, Treffsicherheit und poetischem Sinn auf unsere Eigenheiten hinweist. In diesem Sinn kann man von einem typischen Schweizer Humor sprechen, zumindest was die Witze und die Zeichnungen anbelangt. Ich lasse die Satire weg, die sicher eher kulturell geprägt ist.

Das Katalog zur Zürcher Ausstellung « Witzerland » (April bis September 2009) lehrt uns: Humor trägt zur Gesundheit eines Volkes bei, denn er ermöglicht, mir nichts dir nichts, Aggression und auch Selbstkritik auszudrücken. Über sich selbst zu lachen, beinhaltet also ein grosses kreatives Potential.

Doch, stellt die Historikerin Ursula Pia Jauch fest, die Schweizer lachen wenig. Sie haben auch nichts zu Lachen, denn sie waren selber oft Gegenstand des Spotts. Jauch schliesst aus ihren Recherchen, dass wir mehr belächeln, als dass wir laut lachen. Unser Humor, sagt sie, lässt eine gute Dosis Selbsthass durchschimmern, der mit unserem Minderwertigkeitskomplex verbunden ist. Sie vergleicht unseren von Selbsthass geprägten Humor mit dem jüdischen Witz – ein Kompliment eigentlich. Wie die Juden haben auch wir einen kritischen, quasi philosophischen Humor entwickelt, der viel Wahres über uns selbst aufdeckt.

Mit unserem feinen, selbstironischen Humor zeigen wir – geeint - etwas wie Weisheit. Hier gelingt es uns offenbar doch, aus der Schwäche eine Stärke zu machen.
